



Walter Bayerlein

Ich begann, auf meine Kirche richtig stolz zu sein

Als ich die ersten Kommentare von Pater Mario von Galli SJ am Radio hörte, war ich erstaunt und angenehm überrascht. Ich hatte damals schon viele Jahre ehrenamtlich in München als „Stadtkreisführer München Nordost“ in der katholischen Jugend gearbeitet. Während des Eucharistischen Weltkongresses 1960 in München war ich Mitglied der Stadtführung des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ). Die Kirche erschien mir damals zu starr und unnahbar in vielen Fragen, die den Jugendlichen wichtig waren.

Zwar hatte der päpstliche Delegat Kardinal Testa während des Eucharistischen Weltkongresses dem Vatikan ein sehr warmherziges, gütiges Gesicht gegeben. Aber das blieb ein kurzer Vorfrühling. Das ähnlich gütige Wesen von Papst Johannes XXIII. war noch nicht so recht „über die Alpen“ gekommen, zumal er allenthalben als alter Übergangspapst gekennzeichnet worden war.

Natürlich hatte ich von der Einberufung eines Konzils gehört. Ich hatte damit aber wenig Hoffnung verbunden. Ich erwartete vielmehr neue strikte Einschränkungen längst problematisch gewordener vatikanischer Positionen.

Und dann die Überraschung: In der Versammlung gab es aufmüpfige Kardinäle, kuriale Vorlagen wurden nicht akzeptiert, das Konzil entwickelte Selbstbewusstsein. Es gab Unheilspropheten, aber sie gerieten in die Minderheit. Und der Papst hielt sich klug zurück. Den aufregenden Neuigkeitswert solcher Nachrichten kann man aus heutiger Sicht kaum noch nachvollziehen. Unbeweglich Scheinendes begann sich zu bewegen. Die betonierte Negativsicht auf die böse Welt und die von Gott abgewandten Mitmenschen verwandelte sich zur zwar kritischen, aber grundsätzlich positiv gesehenen Zeitgenossenschaft mit allen Menschen überall auf der Welt.

Plötzlich war von den Christen anderer Konfessionen als „getrennten Brüdern“ die Rede. Das Wort von der Freiheit klang nicht mehr beängstigend, sondern ermutigend.

Die sachlichen Kommentare von Pater Mario von Galli SJ mit seinem anheimelnden schweizerischen Akzent wurden mir eine ständige wichtige Informationsquelle.

Ein überzeugter Christ war ich schon. Aber mit meiner Kirche hatte ich immer wieder Schwierigkeiten gehabt. Nun begann ich, auf meine Kirche richtig stolz zu sein.

Was während meiner Zeit der aktiven Jugendarbeit charismatisch begabte, glaubwürdige Jugendseelsorger wie Kurat Richard Lippold oder Kurat Alfons Wimmer – oft genug unter den argwöhnischen Augen ihrer Obrigkeit – vertreten hatten, nämlich die Freiheit des Christen, die Bedeutung des eigenen Gewissens, zeitgemäße Formen der Beteiligung an der Liturgie, die eigenständige Lektüre und Betrachtung der Bibel, all das war plötzlich in Rom unter den versammelten Bischöfen der ganzen Welt gewissermaßen salonfähig geworden.

Im weiteren Verlauf wurde auch von Intrigen der Minderheit berichtet, von Krisen der Versammlung. Auch von schwer verständlichen Interventionen von Kardinal Ottaviani und anderen einflussreichen Kurienkardinälen war die Rede.

Das hat mich damals aber in meiner Hoffnung nicht verunsichert. Ich glaubte darin vielmehr natürliche Begleiterscheinungen ernsthafter Auseinandersetzung zu erkennen. Letztlich war ich auch insoweit stolz auf meine Kirche, wenn ich erfuhr, wie das Konzil solche Krisen meisterte.

Die erste konkrete Auswirkung des Konzils in meiner Pfarrei war die erste Wahl eines Pfarrgemeinderats. Die Gewählten waren zwar meist, wie ich auch, die vorher vom Pfarrer berufenen Mitglieder des sog. Pfarrausschusses. Aber das Mandat der Gemeinde war eine veränderte Grundlage der Arbeit. Bald darauf wurde ich Vorsitzender des Dekanatsrats München-Trudering und damit Mitglied des Diözesanrats. Gemeinsam mit Toni Böck, Ludwig Lillig und anderen erarbeitete ich die erste Satzung dieses Gremiums, dessen Vorstand ich dann bis 2005 angehört habe. Die konziliare Neuentdeckung der Verantwortung der Laien für den Weg der Kirche hat in meinem Leben also deutliche Spuren hinterlassen. Ich empfinde es bis heute als motivierend, dass das Konzil die tragende Rolle der nicht geweihten Frauen und Männer (Laien) als für die Kirche konstitutiv betont hat. Nicht länger sind sie der weisungsabhängige „verlängerte Arm“ des kirchlichen Amtes, sondern sie sind, wie das Konzil sagt, „vom Herrn selbst“ in Taufe und Firmung bestellt zum Aufbau von Kirche und Welt (Lumen Gentium Nr. 33). Ihr Dienst ist einzeln und gemeinsam so eigenständig und wesenhaft für

die Kirche wie der Dienst der geweihten Priester. Damit bekam die Glaubens- und Lebenserfahrung von nicht geweihten Frauen und Männern in der Lehre der Kirche endlich das Gewicht, das ihrer Würde als mündiger Christen entspricht. In selbstverständliche kirchliche Praxis umgesetzt ist das allerdings noch lange nicht. Insbesondere finden, aus meiner Sicht, Frauen bisher in unserer Kirche – trotz vieler Fortschritte – immer noch nicht den ihnen zukommenden Ort.

In den 20 Jahren, die ich Vizepräsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) war, hatte ich reichlich Gelegenheit, mich immer wieder mit den Konzilsbeschlüssen zu beschäftigen. Auch wenn man in manchen Formulierungen den hart erarbeiteten Kompromiss erkennt, so bleibt insgesamt als Frucht ein sehr sympathisches Bild von Kirche: Sie ist nicht mehr das abweisende Gegenüber einer als durch und durch böse geltenden Welt, sondern sie lebt als Volk Gottes mitten in der Welt als anteilnehmender Teil von ihr, als Protagonistin für Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden.

Entscheidend für mein Leben war dann auch die Würzburger Synode, deren vom Wahlgremium der Erzdiözese München und Freising gewähltes Mitglied ich war. Dort ging es gerade darum, die Beschlüsse des Konzils „einzudeutschen“. Noch wichtiger als einzelne Sätze in Dokumenten war der Lernprozess während der fünf Jahre der Synode: Es gab keine festen Fraktionen, auch die Bischofskonferenz war das nicht. Das offene, freimütige, aber nicht verletzende Wort hatte Konjunktur. Man kämpfte mit großem Ernst, aber auch mit Humor zur rechten Zeit um Aussagen und Formulierungen, aber nicht nach der Schlachtordnung „Oben“ und „Unten“, sondern argumentativ ohne Ansehen der Person. Der Ausgang der Abstimmungen blieb immer spannend.

Im Lauf der Jahre sind mir einige Sätze des Konzils besonders wichtig geworden: In der Kirchenkonstitution heißt es, dass die Laien „vom Herrn selbst durch Taufe und Firmung zum Dienst in Kirche und Welt berufen“ sind (Lumen Gentium Nr. 33). Der Christ handelt also eigenverantwortlich „i. A. Christi“ und nicht „i. A. Pfarramt oder Ordinariat“. Das ist nicht nur befreiend, sondern auch eine verpflichtende Aufgabe. Wenn wir an der Stelle, an die wir gestellt sind, diesen Auftrag nicht wahrnehmen, dann fehlt unser Beitrag der Gesellschaft und den Menschen. „Kirche und Welt“ in diesem Satz bedeutet, dass Laien sich nicht aus ihren gesellschaftlichen Aufgabenfeldern zurückziehen dürfen, aber auch, dass

innerkirchliche Problemfelder für sie nicht tabu sind. Kirche und Welt sind keine getrennten Reviere, sondern sie durchdringen sich wechselseitig.

Ein zweiter Text ist mir Programm geworden, nämlich Nr. 37 der Kirchenkonstitution, wo von der Pflicht der Laien die Rede ist, ihre Meinung, was dem Wohl der Kirche dient, mit Mut und Klugheit offen zu äußern, und von der Pflicht der Hirten, den Laien Freiheit und Raum zum Handeln zu lassen, deren klugen Rat zu nutzen und Unternehmungen, Meinungen und Wünsche, die von Laien vorgelegt werden, aufmerksam in Christus in Erwägung zu ziehen (vgl. Lumen Gentium Nr. 37).

Noch heute teile ich die Überzeugung, die das Konzil an dieser Stelle ausgesprochen hat: „Aus diesem vertrauten Umgang zwischen Laien und Hirten kann man viel Gutes für die Kirche erwarten (...).“

Die Konzilsaussagen in Lumen Gentium Nr. 37, die frei von jeder Ängstlichkeit sind, wären auch heute ein vielversprechendes Programm für den gegenwärtigen innerkirchlichen Dialogprozess in Deutschland.